



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Sein Gesicht war verklärt, und Anneli mußte einige Stunden später noch an den Ausdruck seiner Augen denken. Da saß sie an einem Tisch mit Onkel Aurelius und Herrn Peters. Beide Männer spielten Karten, und Stina Bötöföhr schenkte ihnen Punsch ein.

Der alte Peters kam jetzt oft zu dem Kandidaten, um mit ihm eine Partie Karten zu spielen. Stina braute den Punsch dazu und ließ sich ein Kompliment des alten Schornsteinfegermeisters gern gefallen. Manchmal aber wurden die Karten hngelegt, und einer von der kleinen Gesellschaft erzählte eine Geschichte, der Anneli mit angehaltenem Atem lauschte. Wenn ein Geist darin vorkommen sollte, wurde sie vorher zu Bett geschickt. Heute aber erzählte Herr Peters eine kleine Verlobungsgeschichte aus alter Zeit. Es war vielleicht seine eigne, denn er wurde gerührt dabei, aber der Kandidat sagte grausam, heutzutage gäbe es keine Liebe mehr. Worauf Stina laut seufzte, und Anneli an Onkel Willi denken mußte.

Annaluise, starre nicht auf einen Fleck, sondern lerne deine Aufgaben! rief Onkel Aurelius, der von seinem Punschglas aufsaß.

Das Mädcl wird groß! setzte Herr Peters hinzu und nahm vorsichtig eine Prise.

Dann vertieften sich beide Männer wieder in ihre Unterhaltung, und Anneli suchte an Karl den Großen zu denken, für den Fräulein Sengelmann eine ihr unbegreifliche Vorliebe hatte. Aber allerhand Fremdartiges summte ihr noch im Kopf herum, als sie schon im Bett lag und wieder einmal ihr Abendgebet sprach. Sie vergaß es jetzt manchmal, weil niemand sie daran erinnerte, und weil das Bild ihres Vaters blaffer wurde. Manchmal jedoch sahen seine Augen sie an wie sonst, und ihre Hände falteten sich von selbst.

Lieber Jesu, bleib bei mir,
Sei du meines Lebens Bier,
Steh mir bei im Erdenleide
Bis zur ewigen Himmelsfreude.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. (Kaiser Wilhelms Fahrt nach Wien. Die österreichisch-ungarische Monarchie und ihr Herrscher. Herr von Iswolsky, der neue russische Minister des Auswärtigen, als „Deutschenfresser“. Die Orientierung der russischen auswärtigen Politik. Die Angstmeierei in der deutschen Presse. Wange machen gilt nicht. Hundert Jahre allgemeiner Wehrpflicht. Englands Sorgen.)

Der Kaiser geht in einigen Wochen nach Wien. Seit seiner Thronbesteigung kommt er zum vierten- oder fünftenmal nach Österreich, Kaiser Franz Joseph wiederum ist wiederholt in Berlin und auch sonst bei deutschen Truppenübungen zugegen gewesen. Als ein außerordentliches Ereignis sollte deshalb des Kaisers bevorstehender Besuch nirgends angesehen werden. Kaiser Wilhelm der Zweite schaut mit großer Verehrung zum Kaiser Franz Joseph als zu seinem väterlichen Freunde empor. Nichts ist natürlicher, als daß er ihn bei dessen hohem Lebensalter einmal wieder zu sehen wünscht; vielleicht auch, um persönlich Dank zu sagen für die treue Bundeshilfe, die er in Algieras bei Österreich gefunden hat. Es sei hierbei eingeschaltet, daß die Ansage und Annahme des Besuchs dem Telegramm an den Grafen Gulochowski vorangegangen ist.

Kaiser Franz Joseph repräsentiert in der Übung des *métier de prince* ein Zeitalter, das für uns mit Kaiser Wilhelm dem Ersten zu Grade getragen worden

ist. Je höher die Flut rings um den habsburgischen Thron steigt, um so fester und sicherer ist der Kaiser der Fels im Meer, in seiner Person die eiserne Klammer, die alle Völkerteile der Monarchie, namentlich beide Reichshälften zusammenhält. Die tschechische Bewegung ebenso wie die magyarische hat in ihren Auswüchsen längst einen antidynastischen, einen antimonarchischen Charakter angenommen, nur vor der Person des hochbetagten Kaisers haben diese Agitationen Halt gemacht. In seiner langen Regierungszeit ist ihm als Herrscher wie als Menschen keine Bitterkeit erspart geblieben, er hat den Kelch bis auf die Reize geleert. Mit achtzehn Jahren hat er inmitten von Wirren, die beide Reichshälften schwer erschüttert hatten, die Regierung antreten müssen, und jetzt am späten Abend seines Lebens sieht er die damals gebändigten Wogen von neuem und drohender aufschäumen. Es gelang ihm damals, nicht nur die Herrschaft der Staatsautorität wiederherzustellen, sondern auch Österreichs erschütterte Stellung in Deutschland so zu kräftigen, daß es sich wieder als deutsche Vormacht behauptete. Aus der Katastrophe von 1866 ging die Doppelmonarchie neu verjüngt hervor. Die Trennung von Deutschland kam ihr in jeder Hinsicht zustatten, sie konnte dem jungen Deutschen Reiche kraftvoll in die Bruderhand einschlagen. Die starke Anlehnung, die die habsburgische Monarchie an dem monarchischen Deutschland fand, war für sie ein Fundament ihres Ansehens, eine Quelle ihrer Kraft; durch das nun siebenundzwanzigjährige Bündnis beider Staaten wurde dieses Verhältnis besiegelt.

Die deutsche Reichspolitik hat nie daran gedacht, sich in die innern Verhältnisse des Kaiserstaats oder in seine Beziehungen zu Ungarn einzumischen, noch weniger ist es dem Kaiser in den Sinn gekommen, seinem väterlichen Freunde, der des Monarchenhandwerks so kundig ist, einen Rat erteilen zu wollen. Das war auch nicht nötig. Die festgefüigten Beziehungen beider Herrscher zueinander, die vertragsmäßig verbürgte Anlehnung Österreich-Ungarns an das Deutsche Reich und der Anspruch wiederum, den Deutschland auf die gleiche Bündnistreue erheben konnte, waren Rat genug und durch alle innern Wirrnisse Österreich-Ungarns ein unverrückbarer Wegweiser. In der Frage der deutschen Kommandosprache hat Kaiser Franz Joseph zudem wahrlich keines Beraters bedurft. Er fühlt sich für seine Person heute noch als deutscher Fürst. Wenn er noch einer andern Mahnung folgt als der seines eignen Gewissens, so ist es die des verewigten Erzherzogs Albrecht, der ihn lebend und sterbend beschwor, von diesem letzten und festesten Anker der Habsburger Monarchie, der Einheitlichkeit der Armee und ihrer Kommandosprache, nicht zu lassen. Die ungarischen Blätter, die in Kaiser Wilhelm den Berater sehen, der ihre nationalen antidynastischen Pläne vereitelt hat, tun ihrem Herrscher ebenso unrecht wie dem deutschen Reichsoberhaupt. Gewiß würden wir es in Deutschland tief bedauern, wenn es den krankhaft überspannten Forderungen ungarischer Parteien gelänge, die Art an die Wurzeln des österreichisch-ungarischen Heeres zu legen, die Quellen seiner einheitlichen Kraft zu verschütten, die seit mehr als einem Vierteljahrhundert eine starke Bürgschaft des europäischen Friedens ist. Aber ebensowenig wie wir auf den Zerfall Österreichs spekulieren — wir würden im Gegenteil zu jeder Maßregel bereit sein, die geeignet wäre, dem Zerfall vorzubeugen —, ebensowenig hat sich die deutsche Politik je berufen geglaubt, in den innern Angelegenheiten Österreichs oder Ungarns einen Rat aufzudrängen. Wohl um den Kaiser Franz Joseph mißtrauisch zu machen und von Deutschland abzuwenden, hat man verbreitet, daß Kaiser Wilhelm für einen seiner Söhne nach der ungarischen Krone trachte, oder daß Deutschland die Annexion der deutschen Landesteile Österreichs vorbereite — alle solche Pfeile prallen an dem Panzer der persönlichen Freundschaft und des persönlichen Vertrauens beider Herrscher kraftlos ab. Hier sind Bürgschaften errichtet, die durch keine wie immer geartete Verdächtigung, von wem sie auch kommen möge, erreicht werden können. Gewiß werden beide Herrscher, wenn sie einander Auge in Auge gegenüberstehn, Gedanken über die Weltlage zu tauschen haben, schon die innere Situation des benachbarten Rußlands böte allen

Anlaß dazu. Aber keiner der beiden Monarchen denkt daran, diese Begegnung für eine neue politische Aktion auszubenten oder sie als Gegencoup irgendwelcher Art zu behandeln. Es sind zwei alte Freunde, die sich wiedersehen, dieser Besuch sollte deshalb eigentlich viel weniger Anlaß zu Kommentaren bieten als irgendeine andre fürstliche Begegnung, die in den letzten Jahren geschahn oder — unterblieben ist.

Vielleicht hat Kaiser Wilhelms Wiener Reise auch noch einen ganz andern Ursprung. Seit Jahren hat König Karl von Rumänien Anspruch auf einen Gegenbesuch des Deutschen Kaisers. Längst war dieser zugesagt, und wie in einzelnen Kreisen verlautet, für die Feier des vierzigjährigen Regierungsjubiläums des Königs in Aussicht genommen worden. Der schonungsbedürftige Gesundheitszustand des rumänischen Monarchen hat die Ausführung dieser Absicht unmöglich gemacht. Selbstverständlich würde eine solche Reise auch zu einer Begegnung mit dem Kaiser Franz Joseph geführt haben. Nun gelangt wenigstens diese zur Ausführung. Sie kam bei dem Charakter des persönlichen Verhältnisses beider Herrscher zueinander absolut nichts auffälliges haben, es liegen ihr keinerlei Pläne, keine politischen Zwecke zugrunde, wohl aber das Bedürfnis einer mündlichen Aussprache inmitten einer ernstern und vielbewegten Zeit über Fragen, die beide Souveräne gemeinsam interessieren. Die Ungarn, die sich über diesen Besuch aufregen und ihn mißfällig kritisieren, haben augenscheinlich vergessen, daß die Zeit, in der sie Deutschland vielen Dank wußten, und in der sie die enge Anlehnung der habsburgischen Monarchie an Deutschland als eine politische und wirtschaftliche Notwendigkeit für Ungarn anfaßen, noch keineswegs weit zurückliegt. Vielleicht erinnern sich ihre Wortführer wieder daran, wenn sie hinreichend entnüchtern sind, um begreifen zu können, daß die in Rußland eingetretenen Veränderungen und die neue Orientierung der russischen Politik für Rußlands Nachbarn unendlich wichtiger ist als alles Posieren des magyarischen Chauvinismus. In anerkannter Weise haben sich in diesen letzten Tagen die ungarischen Minister angelegen sein lassen, den Argwohn ihrer Landsleute in bezug auf Deutschland zu zerstreuen und dem Bündnis sowie der Bündnistreue den alten historischen Platz einzuräumen.

Kaum ist Herr von Iswolsky, der neue russische Minister des Auswärtigen, für diesen Posten statt für die Berliner Botschaft ernannt worden, so gefallen sich deutsche Blätter leider darin, ihn als „Deutschenhasser“ auszugeben, während sie ihm zugleich bescheinigen, daß er „ein ausgezeichnete Diplomat“ sei. Ein solcher Diplomat ist doch niemals ein „Hasser“. Ein „ausgezeichnete“ Diplomat ist nur ein solcher, der es versteht, aus allen Blüten Honig zu saugen. Bismarck pflegte zu sagen, daß die Eitelkeit eine Hypothek auf den Charakter sei, Haß wäre eine noch viel stärkere Belastung jeder staatsmännischen Begabung. Einen Minister des Auswärtigen, der „haßt“, könnte zudem Rußland gegenwärtig am allerwenigsten gebrauchen. Von einem leider nicht geringen Teil unsrer Presse wird in dieser Beziehung mit ebensoviel Leichtsinne wie Unwissenheit und kindischer Naivität verfahren. Als Herr von Iswolsky im vorigen Herbst wiederholt in Berlin war, gab er seinen dortigen Bekannten gegenüber, die in der vornehmern Berliner Gesellschaft ziemlich zahlreich sind, seiner Freude, auf den Berliner Posten zu kommen, in unumwundner Weise Ausdruck, was damals auch in der Presse bekannt geworden ist. Die diesseitige Zustimmung war schon erbeten und mit großer Bereitwilligkeit erteilt worden. Unser neuer Botschafter in Petersburg, Herr von Schoen, hatte in Kopenhagen mit seinem russischen Kollegen Iswolsky sehr gute Beziehungen unterhalten, und man war berechtigt, in Iswolskys Ernennung nach Berlin den Ausdruck der Absicht des Kaisers Nikolaus zu sehen, mit Deutschland auf einen wirklich intimen Fuß zu kommen. Die Ernennung Iswolskys zum Minister des Auswärtigen — statt zum Berliner Botschafter — ist jedenfalls nichts weniger als der Ausdruck der entgegengesetzten Absicht. Es war Zeit, daß die auswärtige Politik Rußlands wieder in die Hände eines wirklichen Staatsmanns gelegt wurde, als der sich Graf Lambsdorff bekanntlich nicht erwiesen hat. Vielleicht geht die Behauptung

zu weit, daß ihm seine bekannte Instruktion an den Grafen Cassini nach Algeciras den Hals gebrochen hat, aber jedenfalls hat sie nicht dazu beigetragen, die Tage seiner Amtsdauer zu verlängern. Je größer die Schwierigkeiten sind, mit denen die russische Regierung im Innern zu kämpfen hat, um so mehr braucht sie Freunde im Auslande. Der gegenwärtige Augenblick wäre wohl der am schlechtesten gewählte, einen „deutschfeindlichen“ Minister zu berufen. Im Gegenteil, die Dynastie in Rußland braucht die Anlehnung an das monarchische Europa, und der stärkste Ausdrück der Monarchie ist doch wohl Deutschland. Zudem ist die Haltung, die die Deutschen in Rußland während der revolutionären Wirren bewahrt haben, schwerlich dazu angetan gewesen, die maßgebenden Kreise Rußlands zu einer deutschfeindlichen Richtung zu bestimmen. Das Deutschtum in Rußland ist einer der Felsen gewesen, auf den sich die schwankende Arche des Hauses Romanow retten konnte, es wird auch ferner ein Vertreter der Ordnung und der Pflichttreue inmitten der voraussichtlich noch lange sehr hochgehenden Wogen sein. Herr von Iswolsky steht in dem Rufe, daß er sich angelegen sein lassen werde, mit Japan auf einen möglichst guten Fuß zu kommen. Das würde nur für seinen staatsmännischen Blick sprechen. Denn erstens kann Rußland Schwierigkeiten in Asien gegenwärtig nicht mit in seine politische Rechnung stellen, zweitens kann es die Herstellung seines Prestige in Asien vorläufig nicht gegen Japan, sondern nur im Einvernehmen mit diesem betreiben.

Ein gutes Verhältnis mit Japan setzt aber auch ein gutes Verhältnis zu dessen Verbündeten, England, voraus. Es ist das zunächst wohl das einzige Mittel, die in dem englisch-japanischen Vertrag enthaltenen Giftzähne gegen Rußland wenn auch nicht auszubrechen, so doch weniger gefährlich zu machen. Der Vertrag untersagt bekanntlich jedem der beiden Kontrahenten Abmachungen mit irgendeiner dritten Macht in asiatischen Angelegenheiten ohne die Zustimmung des andern. Aber während der Artikel 2 des Vertrags bestimmt, daß falls einer der beiden Kontrahenten angegriffen wird, der andre ihm mit allen seinen Mitteln beizustehn habe und nur gemeinsam mit ihm Frieden schließen dürfe, hat sich England für einen russisch-japanischen Krieg Neutralität vorbehalten (Artikel 6), solange Rußland nicht die Unterstützung einer andern Macht findet. Der Vertrag ist allerdings noch während des Krieges geschlossen, aber den andern Mächten erst nach Abschluß des Friedens von Portsmouth mitgeteilt worden. Ob er noch eine geheime Ergänzung erfahren hat, ist nicht bekannt. Der Vertrag ist auf eine Dauer von zehn Jahren geschlossen worden, während deren Rußland Japan schwerlich angreifen wird. Ob Japan solange Frieden halten kann oder soll (im englischen Sinne), ist eine andre Frage. Jedenfalls ist der japanisch-englische Vertrag das gegebne Operationsobjekt der russischen Staatskunst. Sie kann nichts besseres tun, ihn obsolet zu machen, als indem sie zu den beiden Unterzeichnern in gute Beziehungen tritt, die Rußland der Notwendigkeit entheben, gegen beide, wenngleich auf dem qui vive zu sein, in dauernder Kriegsbereitschaft zu bleiben. Außerdem hat Rußland allen Grund, den englischen Geldmarkt zum mindesten solange nicht zu verstimmen, als die weiten Gebiete des russischen Reiches nicht wieder einen andauernden wirtschaftlichen Aufschwung genommen haben. Eine gewisse wenn auch nur passive Annäherung an England gehört somit zu den selbstverständlichen Aufgaben jeder verständigen russischen Politik, nicht zu großen Aktionszwecken, denen Rußland sich für die nächsten Jahre ohnehin nicht widmen kann, sondern zur Vermeidung von Aktionen, die es in Mitleidenenschaft ziehn oder sonst nachteilig berühren könnten.

Es sei das hier vorweg erwähnt, damit nicht wieder ein Gezeter in der Presse entsteht, wenn früher oder später von russisch-englischen oder englisch-russischen Verhandlungen verlautet. Wir brauchen deshalb noch keine Gänsehaut zu bekommen, ebenso wenig wie wegen der Reisen des Königs Eduard. Wenn wir Deutschen fortgesetzt die Häße recken und ängstlich über alle Grenzpfähle spähen, so laufen wir schließlich die Gefahr, eine komische Figur zu machen und das Gelächter des Auslandes hervorzurufen. Wir waren doch sonst nicht so graulich und hatten das hübsche deutsche

Spruchwort gewärtig: Bange machen gilt nicht! Auch trägt es wirklich weder zur Förderung des Ansehens noch zur Förderung der politischen Geschäfte des Reichs bei, daß unsre öffentliche Meinung durch die Presse dauernd in Sorgen wegen der Intriguen des Auslandes erhalten wird. Michel war doch sonst nicht ein Kerl, der sich so leicht einschüchtern ließ. Zum Glück ist in Wirklichkeit die Sorge, die das Ausland vor den Deutschen hat, mindestens ebenso groß wie die Sorge, die unsre Zeitungen uns vor dem Ausland einflößen. Die andern europäischen Nationen wissen ganz genau, daß die Trauben, nach denen sie bei uns trachten könnten, ihnen recht sauer sein würden, und wiederum gibt es in ganz Europa keine Trauben, nach denen wir Deutschen lüstern sind. Der König von England wird sich in der Rolle des „Gottseibeiuns“, die ihm eine Anzahl deutscher Zeitungen zurechtgemacht hat, recht drollig vorkommen. Mag er tatsächlich die Seele oder der geschäftliche Mittelpunkt deutschfeindlicher internationaler Bestrebungen sein, deren Spuren ja im vorigen Jahre deutlich nachweisbar waren, so liegt dem durchaus kein Übersäumen offensiven Kraftgefühls, sondern eher die Besorgnis vor dem wirtschaftlichen Wachstum Deutschlands und vor dessen Folgen für England zugrunde. Das Auftauchen der Deutschen, ihrer Unternehmungen, ihrer Flagge, ihrer Eisenbahnen und ihrer Schifffahrt an Punkten des Erdballs, an denen diese sonst völlig unbekannt waren, die Entfaltung des deutschen Unternehmungsgeistes und seine wachsende Kapitalkraft — das alles wirkt auf vorschauende britische Staatsmänner, zu denen der König unstreitig gehört, um so beunruhigender, als sie diese Entwicklung getragen wissen von einer Kraft, die sie uns nicht nachmachen können. Diese Kraft heißt die allgemeine Wehrpflicht. Preußen begeht in wenig Jahren ihr hundertjähriges Jubiläum. Dieses Jahrhundert der allgemeinen Wehrpflicht ist für eine Reihe von Generationen ein hartes Opfer gewesen, aber nach der reichen politischen Siegesfrucht unsrer Einigungskriege beginnt jetzt auch die wirtschaftliche zu reifen. Einer der höchsten britischen Seeoffiziere hat es einem unsrer Admirale offen ausgesprochen, daß England die wachsende Überlegenheit der deutschen Arbeit zu fürchten beginne, die auf Disziplin, Pünktlichkeit, Exaktheit und Gehorsam beruhe, Eigenschaften, die der englische Arbeiter in dieser Vollkommenheit nie erreichen werde. Es gebe nur noch wenige Gebiete, auf denen der deutsche Arbeiter dem englischen nicht gleichkomme, wohl aber manche, auf denen er ihn schon überflügelt habe dank der Schule, die die allgemeine Wehrpflicht für Deutschlands nationale Kraft auch in der friedlichen Arbeit darstelle. Das sind Englands Sorgen. Es wird sich damit eines Tages nicht von der militärischen, sondern von der wirtschaftlichen Seite her vor die Frage der allgemeinen Wehrpflicht gestellt sehen. Ob sie heute noch für England möglich sein würde, ist ebenso eine offene Frage wie die, ob sie im Falle der Einführung die Früchte zu bringen vermöchte, die Deutschland seiner hundertjährigen allgemeinen Wehrpflicht, dem Rinde der tiefsten Not und der höchsten Vaterlandsliebe, verdankt. Wir haben einst „Gold für Eisen“ gegeben, um jetzt nach einem Jahrhundert tausendfältig Gold zu ernten. Sorgen wir, daß das Eisen dabei nicht roste und unser Volk der Arbeit ein Volk in Waffen, unser Volk in Waffen ein Volk der Arbeit bleibe! Den Kampf um die friedliche Welt Herrschaft der Überlegenheit in den Werken des Friedens brauchen wir dann nicht zu scheuen — es sei denn, daß unsre Arbeiter den Maßstab dafür verlieren, daß sie doch nur ein Teil des Ganzen sind und sich um ihres eignen Gedeihens willen dem großen Ganzen unterordnen, darin aufgehen müssen. Dieses Ganze ist das Vaterland. *s*

Thomas Carlyle: Friedrich der Große. (Berlin, Behrs Verlag.) Gefürzte Ausgabe in einem Bande, besorgt von Karl Vinnebach. Buchhändler würden darüber sicher Auskunft geben können, ob die deutsche Carlylegemeinde noch immer wächst oder zurückgeht. Nach dem mutigen Vorgang, den die Veröffentlichung des vorliegenden starken Bandes bedeutet, darf man das erste annehmen. Wir sind weder Freunde von Carlyles Horoship noch Verehrer seines originalitätsüchtigen Stils. Soll er

aber nun einmal in Deutschland unter die Großen mit eingereicht werden, so ist sein Friedrich der Große das Werk, gegen das sich am wenigsten einwenden läßt, wenn wir es auch vorziehen, uns mit diesem Nationalhelden durch einen Band Anekdoten und durch Kugler und Roser vertraut zu machen.

Johannes Proeß: Friedrich Stolze und Frankfurt a. M. (Neuer Frankfurter Verlag.) Da unter den sämtlichen neuern deutschen Dialekthumoristen Stolze auch heute noch am wenigsten bekannt ist, muß jeder Versuch, ihn dem Publikum näher zu bringen, willkommen geheißener werden. Denn Stolze ist unter den lustigen Geistern des neunzehnten Jahrhunderts vielleicht der drolligste und kerkste, der, der durch seine Eulenspiegelien dem Volksgeschmack am nächsten und doch darüber steht, der, der den Charakter des Stammes, aus dem er hervorgegangen ist, so treu ausprägt, wie wir dies zum zweitenmal nur bei Fritz Reuter finden. Es liegt nur an der Unschönheit des Frankfurter Dialekts, daß die Gesamtausgabe von Stolzes Werken noch nicht in allen Hausbibliotheken zu finden ist. Vielleicht könnte sie auch etwas billiger sein. Daß die Arbeit von Proeß an diesen Verhältnissen etwas ändern wird, bezweifeln wir. Sie nennt sich ein „Zeit- und Lebensbild“, breitet sich aber über die Zeit Stolzes und auch ihre bekanntesten Ereignisse mit einem Behagen und einer falschen Gründlichkeit aus, die Stolze entsetzt haben würden. Seine Absicht, in das „Mikro“ und die geschichtlichen und die lokalen Unterlagen der Werke des Frankfurter Humoristen einzuführen, hätte Proeß zehnmal kürzer ausführen müssen. Was ihm aber darum zu tun, seine bei den Stolzestudien erworbenen Kenntnisse in der Frankfurter Lokalgeschichte an den Mann zu bringen, so hätte er das in einem Buch für sich versuchen sollen. Die Verkoppelung der beiden Pläne stellt auch die gutmütigsten Leser vor eine zu starke Geduldsprobe. Zu wünschen wäre, daß das Buch von Proeß die Literaturgeschichte und den Verlag anregte, sich etwas planmäßig um die deutschen Volkshumoristen des Vormärz zu kümmern. Die Zeit, die den „Dorfbarbier“, die „Fliegenden Blätter“ und den allerdings böshaftern „Kladderadatsch“ ins Leben gerufen hat, hatte in allen deutschen Staaten Virtuosen der guten Laune aufzuweisen, die wie Stolle, Drobisch, Sommer heute mit Unrecht halbvergessen sind. Eine geschickt zusammengestellte Anthologie wäre da wohl am Platze!

Kosmos. Das Bedürfnis nach naturwissenschaftlicher Belehrung, das sich erfreulicherweise in immer weitem Kreise geltend macht, hat vor etwa zwei Jahren zur Gründung einer Gesellschaft von Naturfreunden geführt, die unter dem Namen „Kosmos“ in Stuttgart ins Leben getreten ist. Für einen Jahresbeitrag von 4,80 Mark erhalten die Mitglieder jährlich fünf in sich abgeschlossene Bändchen — für das Jahr 1906 sind folgende zum Teil schon erschienen, zum Teil in Vorbereitung: Francé, R. H., Das Liebesleben der Pflanzen; Meyer, M. Wih., Die Mästel der Erdpole; Ament, W., Die Seele des Kindes; Bölsche, Wih., Im Steinkohlenwald; Zell, Th., Streifzüge durch die Tierwelt — und außerdem die Monatschrift „Kosmos“, Handweiser für Naturfreunde (Geschäftsstelle: Franckhsche Buchhandlung, Stuttgart), die von Nichtmitgliedern zum Preise von 2 Mark 80 Pfennig bezogen werden kann. Vom laufenden Jahrgang dieser Zeitschrift liegen uns die beiden ersten Hefte vor, die wir, obwohl der naturphilosophische Standpunkt einzelner Mitarbeiter nicht immer der unsrige ist, mit großem Interesse, ja sogar mit Spannung gelesen haben. Das gilt namentlich von zwei Aufsätzen, die dem berühmten Werke von J. H. Fabre, Souvenirs entomologiques, entnommen und in vortrefflicher Übersetzung wiedergegeben sind. Der erste behandelt die Netze und die Nester der Kreuzspinnen und gibt uns einen Begriff von der außerordentlich sinnreichen, aber dabei durchaus maschinenmäßig betriebenen Spinn- und Webetechnik dieses allbekanntesten Gliederfüßers. Fabre hat seine Versuche an gefangenen Exemplaren, die er unter Drahtglocken aufbewahrte, angestellt und der Herstellung der merkwürdigen, mit Rücksicht auf die Überwinterung der Eier sehr sorgfältig ge-

polsterten und verkapselten Nester bis zu ihrer Vollendung beigewohnt. Dabei hat er ermittelt, daß die geringste Störung das kunstfertige Tier vollständig aus dem Konzepte bringt und es zu den sinnwidrigsten Maßnahmen verleitet. So hatte eine Spinne, die beim Nestbau beunruhigt worden war, ihre Eier anstatt in die kleine, im Innern des ausgepolsterten Nestes angebrachte Kapsel auf den Boden fallen lassen. Trotzdem fuhr sie, unbekümmert um ihr Mißgeschick, ruhig fort, das Nest zu vollenden und die trichterförmige Öffnung mit einem Deckel aus feinem Filz zu verschließen. Ein andres Exemplar, das ebenfalls durch eine Erschütterung seines Behältnisses gestört worden war, hatte zwar die Eier schon in die Kapsel gelegt, das zu deren Bedeckung nötige rötliche Wattepolster aber nicht darauf, sondern hoch oben um einen Draht des Gitters gesponnen, sodaß die Eier also nur unvollkommen geschützt blieben. „Fürwahr eine seltsame seelische Veranlagung, meint Fabre hierzu, die dazu fähig ist, die Wunder eines hohen Kunstfleißes mit den Irrungen eines unergründlichen Stumpfsinns zu vereinen!“

Der zweite Artikel Fabres behandelt die Hochzeitsflüge der Nachtpfauenaugen und beruht auf einem zufälligen Erlebnis des Forschers, das er experimentell ausgebaut hat. Am Morgen des 6. März schlüpfte ein weibliches Exemplar des schönen Nachtfalters im Laboratorium des Beobachters aus dem Puppengehäuse. Am Abend desselben Tages gegen 9 Uhr drangen durch die offenstehenden Fenster etwa vierzig große Männchen des sonst keineswegs häufigen Schmetterlings in Fabres Haus, und zwar nicht nur in das Laboratorium, sondern auch in andre Räume. „Eine brennende Kerze in der Hand, so berichtet der Forscher, treten wir in den Raum (wo der Behälter mit dem weiblichen Tiere stand), und was wir dort sahen, ist mir unvergeßlich geblieben. Mit einem lässigen Auf- und Zuckeln der Flügel schweben große Schmetterlinge um die Drahtglocke, verweilen, entfernen sich, kommen wieder, steigen zum Plafond empor und senken sich wieder herab. Sie stürzen sich auf das Licht und löschen es mit einem Flügelschlag aus; sie lassen sich auf unsre Schultern nieder, klammern sich an unsre Kleider und streifen unsre Gesichter. . . . Vierzig verliebte Nachtpfauenaugen sind also von allen Punkten herbeigekommen, ohne daß ich weiß, wodurch sie benachrichtigt wurden, um der am Morgen in meinem verborgnen Arbeitsgemach gebornen Heiratsfähigen ihre Fuldigungen darzubringen.“ Während der folgenden acht Abende und auch in den nächsten Jahren hat Fabre durch systematische Versuche ermittelt, daß nur die Ausdünstung des Weibchens die merkwürdige Fernwirkung auf die Männchen hervorgebracht haben kann. Der Geruch, für menschliche Nasen nicht wahrnehmbar, muß auf die Entfernung von Kilometern wirksam sein und konnte in seiner Wirkung nicht einmal dadurch beeinträchtigt werden, daß der Forscher eine mit Naphthalin gefüllte Schale unter die Drahtglocke stellte. Hier scheint also eine Feinheit des Geruchsorgans vorzuliegen, für die wir bis jetzt kein Analogon haben.

Von sonstigen zoologischen Beiträgen enthalten die Hefte u. a. Aufsätze von Th. Zell über das Schimpansenweibchen des Berliner Zoologischen Gartens, von Francé über Algen, Infusorien und sonstige mikroskopische Lebewesen des Süßwassers, von Schnee über spazierengehende Fische, musizierende Krebse und andre sonderbare Gesellen. Eine elektrotechnische Umschau gibt eine gedrungne Übersicht über den gegenwärtigen Stand dieser Materie, während zwei Beiblätter: „Wandern und Reisen“ und „Photographie und Naturwissenschaft“ den Naturfreunden auf diesen Spezialgebieten wertvolle Belehrungen geben. Bedenkt man, daß die Hefte auch noch gut illustriert sind, so muß man bekennen, daß für den Abonnementsbetrag in der Tat erstaunlich viel geboten wird.

